



# Fern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Berausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10.

Preis ganzjährig: Österreich 2 S., Deutschland 2 Goldmark, Italien 8 Lire, Tschechoslowakei 10 öK, Jugoslawien 24 Dinar, Ungarn 3 Pengö, Schweiz 2 Franken, Amerika 2 Goldmark.

Der Heilige Vater Pius XI. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürtern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohlfürter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 10.

Oktober 1928.

XXXI. Jahrgang.

### Vom Eingebornen-Spital in Witbank.

(Ein- und Umblick. Schluß.)

Von Hochw. P. Angerer, F. S. C.

Noch größer als diese Sprachverwirrung und von heillos verderblichem Einfluß auf die Seelen ist die religiöse Verwirrung, welche die Weißen durch das unselige Sektenwesen des Protestantismus unter den Eingebornen angeordnet haben. Diese Spaltung des nichtkatholischen Christentums ist die Pest, welche über das ganze Land hin die gute Gesinnung der Weißen sowohl als der Schwarzen und die gesamte Einstellung der Kulturbestrebungen der Gesellschaft bis ins innerste Mark hinein verfeucht. Sie läßt ihre zersetzende Wirkung auf die Seele des einzelnen wie auf den Geist der Zeit in erschreckender Weise zutage treten. Der Glaube treibt unheimlich rasch völliger Glaubenslosigkeit zu, die Sitten einem Tiefstande, dessen sich primitive Negerstämme schämen. Mißachtung grundlegender christlicher Sittengesetze werden als Fortschritt hingestellt, öffentlich und staatlich ungestraft gelassen, gebilligt, teilweise sogar gefördert. Das Traurigste bei all dem ist, daß die Schwarzen, welche die katholische Kirche nur vom Hörensagen kennen,

dieselbe in einen Topf mit den übrigen sogenannten christlichen Kirchen werfen und auch sie nach den Erfahrungen, die sie bei letzteren gemacht haben, eben auch nur als eine Gesellschaft für Transaktion und einträgliches Geschäft betrachten. In dieser Ansicht werden sie noch bestärkt durch das raffinierte Vorgehen der Vorsteher, selbst von Bischöfen gewisser neuentstandener Kirchen. Da diese nämlich wohl einsehen, daß selbst der Schwarze mit seinem gesunden Hausverstand herausfindet, daß nur die ursprüngliche, die katholische Kirche, die wahre sein könne, vermeiden sie es ängstlich, sie auf den Unterschied ihrer Kirchen von der alten aufmerksam zu machen und suchen ihren Anhängern vorzutäuschen, als sei ihre die ursprüngliche, von Christus gestiftete, so daß die Irreführten wirklich glauben, ihre Kirche sei eine und dieselbe mit der römisch-katholischen. Sie heißen ihre Kirche katholisch: „neukatholisch, apostolisch-katholisch-christlich, christ-katholisch von Sion“ und wie die verschiedenen Wendungen alle heißen mögen, nur nicht „römisch“.

Um den Unterschied noch mehr zu verwischen, äffen sie geradezu kindisch die äußeren Gebräuche der wahren Kirche nach, während sie das Wesentliche an ihr in Wort und Tat verschmähen. Selbst ganz gewöhnliche und ungebildete Schwarze, die sich im Privatleben in keiner Weise von ihren Gemeindemitgliedern unterscheiden, tragen am Sonntag klerikale Kleidung und beim Gottesdienst Priester- und Messgewand gerade wie die katholischen Priester, ja sie nehmen keinen Anstand, Messe zu lesen und Sakramente zu spenden, selbst das Allerheiligste Sakrament nachzumachen, Kommunion auszuteilen und Beichte zu hören; und wenn der Mann verhindert ist, übt sein Weib diese Funktionen aus. Du möchtest das kaum glauben, und es schaudert einen, solche Verirrung für möglich zu halten; es ist aber leider Tatsache. Eine Frau war katholisch und mit einem Katholiken verheiratet. Der Mann starb und sie heiratete einen protestantischen Minister, trat aus der katholischen Kirche aus und schloß sich der ihres Mannes an. Da ihr Mann eines Tages verhindert war, selbst Beichte zu hören und sie an seiner Stelle dieses Amtes waltete, stellten sie Katholiken, die sie von früher her kannten, darüber zur Rede. Ihre Antwort war: „Nun, das ist eben meine Stellung; tue ich nicht so, so büßen wir unsern Lebensunterhalt ein.“ So blind macht der Sektengeist, daß sie mit dem Heiligsten spielen und es zu einem Mittel zum Broterwerb herabwürdigen.

Wie ein Glas Wein, wenn es zu Boden fällt und in tausend Stücke zerpringt, nicht tausendmal mehr Wein hält als früher, sondern die Scherben zu nichts mehr taugen und das edle Getränk verschüttet bleibt, so ist der Geist des Christentums, der selbst in der verzerrten Form des Protestantismus dem Heidentum gegenüber immerhin noch etwas Erhabenes darstellte, in den Sekten, die zuerst in Südafrika eingedrungen sind, im großen und ganzen vorhanden gewesen und haben die Sekten neben dem Bösen, das sie mit sich brachten, unstreitig

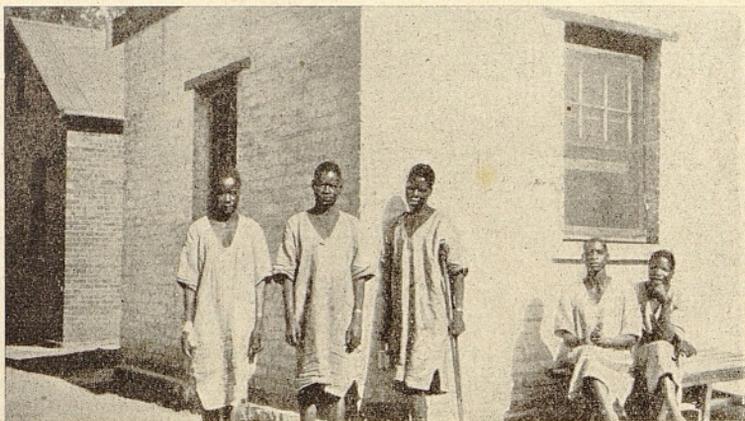
doch auch viel zur allgemeinen Befittung der Schwarzen beigetragen, solange sie nicht in so zahlreiche Kirchen zersplittert waren, als es jetzt seit Jahrzehnten der Fall ist. Heute, wo die Sekten bereits zu Hunderten zählen, gereicht der Protestantismus in keiner Weise mehr zum Wohle der Eingebornen, sondern vielmehr zum Unheil in jeder Beziehung. Er ist nunmehr herabgesunken zu einem Firnis, durch den man den Kaffengeist mit religiösem Anstrich versteht. Über dem einen Lager glänzt das Aushängeschild mit der Überschrift: „Die Kirche der Afrikaner“, auf dem andern: „Die Kirche der Weißen.“ Christentum bezeichnet, wenigstens nach der Anschauung führender Kreise unter den Schwarzen, nicht mehr Glaube und Gerechtigkeit, sondern gilt nur mehr als Name für europäische Kultur in nationalem Sinne.

Ein geringer Anlaß, wie Zwist mit dem Minister in Geldangelegenheiten, Kirchenbesteuer u. dgl., genügt, um aus der Kirche auszutreten. Ein Teil der Gemeinde jagt sich einfach los, tritt zu einer andern Kirche über oder ein mehr Gewizigter unter ihnen stiftet frisch eine eigene Kirche unter einem religiösen Vorwande. Bald ist ein Name für die neue Gesellschaft gefunden, und sie genießt die staatlichen Rechte und Privilegien der übrigen Sekten. So bestehen heute eine Unzahl von Kirchen, von Schwarzen speziell für Schwarze gestiftet: „Bantu-Kirche, Kirche für die Schwarzen Südafrikas, Kirche von Pentekost, Ninive-Kirche“ — es wäre unmöglich, alle die Namen anzuführen, die teils hochtrabend, teils abgeschmackt klingen, aber stets in Anlehnung an die Bibel oder das Christentum gewählt sind. Der Inhalt ihrer Lehre ist aber meist ein Gemisch von Heidentum und Christentum. In einer Stadt, nicht weit von hier, in Gerniston, z. B. zählt man in einer einzigen Lokation nicht weniger als 160 verschiedene Sekten mit Kirchen und Schulen.

Ein weißer Herr, der viel mit den Schwarzen zu tun hatte, nämlich der Aufseher der Arbeiter-

kaferne der Mine in Witbank, selbst glaubenslos, machte mir gegenüber einmal die Bemerkung, der Staat solle den Schwarzen gesetzlich verbieten, aus ihrer Sekte auszutreten oder selbständig eine neue zu gründen. Er sieht sehr wohl ein, daß sich das Sektenunwesen zu einem tollen Unsinn ausgewachsen hat. Die Sache berührt das geistige Gebiet, und da kann der einmal aus den Dämmen hervorgebrochene Strom mit materiellen Mitteln oder mit Gewalt nicht mehr aufgehalten werden. Das protestantische Prinzip der freien Bibelforschung

Da siehst Du also, lieber Freund, daß eigentlich das ganze Land ein Riesenspital ist, voll von solchen, die arg an der Seele krank sind, und daß die paar Insassen des Witbanker Minenkrankenhauses nur eine Art Miniaturbild des „Allgemeinen Krankenhauses“ sind, aus dem sie genommen sind, weil sie außer den seelischen auch noch mit körperlichen Gebrechen behaftet sind. Es ist ungemein bedauerlich, daß die Eingebornen, die sonst sehr religiös veranlagt wären, zuerst mit den falschen Formen des Christentums bekanntgemacht wur-



Gruppe von Leichtkranken im Eingebornen-Spital in Witbank.

ist nun einmal den Schwarzen eingeprägt worden und das paßt ihrer Natur vortrefflich. Warum sollte, sagt sich der Schwarze, die Gewissensfreiheit, mit der sie so prunken, nur für Weiße gelten? Warum sollten die Schwarzen nicht nachahmen, und wenn auch in erhöhtem Grade, was sie den Stiftern ihrer Sekte (Weißen) abgesehen haben.

Aus all dem kannst Du Dir erklären, wie es kommt, daß fast jeder im Saal des Krankenhauses auf die Frage um sein Religionsbekenntnis mit einem von dem aller übrigen verschiedenen antwortet, während doch viele unter ihnen demselben Volksstamme angehören. O, wie weit schlimmer sind die Armen an der Seele krank als am Leibe!

den, die ihnen das wahre Christentum überhaupt verleiteten und sie ihm vorwegnahmen. Wäre die katholische Kirche den Sekten zuvorgekommen, dann sähe es im Lande, besonders unter den Schwarzen, heute ganz anders aus. So aber hat die Kirche doppelt harte Arbeit. Der Verstand des Negers hat die gerade Richtung verloren, verleitet von zahllosen Irrlichtern, und sein Wille hat den Halt eingebüßt; das Gute, das in seiner Natur noch schlummerte, ist zurückgedrängt, die bösen Krankheitsstoffe statt dessen zur vollen Entwicklung hervorgerufen und zur Fäulnis im ganzen Organismus des Volkslebens gezüchtet.

Der Verstand des Eingebornen, ohnehin im Denken nicht geschult, wird durch die mannig-

sachen Sekten, deren jede allein Wahrheit und Heil zu bringen behauptet, so verwirrt, daß er überhaupt nicht mehr unterscheiden kann, was eigentlich zu glauben ist. Heiden haben sich einer Sekte angeschlossen und ihre angeborenen Anschauungen aufgegeben, weil sie im Christentum doch etwas Würdigeres sahen; nachdem sie aber gesehen haben, daß ihnen eigentlich nichts Besseres für das Aufgegebene geboten wird, geben die einen den Glauben in Bausch und Bogen auf, die anderen kehren zum Alten zurück; wieder andere geben das Heidentum auf, soweit es ihnen Lasten und Verpflichtungen auferlegt, und nehmen das Christentum an, soweit es ihnen Vorteile verschafft, z. B. sie bei ihren Herren empfiehlt, wobei sie in der Form oder Sekte des Christentums keineswegs wählerisch sind, sondern vielmehr nach dem Grundsatz vorgehen: „Cuius regio, eius religio.“ Das Angenehme vom Heidentum behalten sie ruhig bei, und um die Vorschriften des Christentums, die Opfer fordern, kümmern sie sich nicht, nennen sich aber doch dabei unbeanstandet „Christen“, ja werden ohne Schwierigkeit als Prediger angestellt. Der Zukönig Solomon Makayishana wird unbehelligt im Besitze seiner 60 Weiber belassen und genießt dabei zusammen mit seinen Weibern und Kindern dieselben Rechte in der protestantischen Kirche wie alle übrigen.

Solches Unwesen kommt zum großen Teil davon her, daß die schwarze Bevölkerung in den Sektenkirchen in unglaublich krasser Unwissenheit über religiöse Dinge gelassen wird. Es wird aber viel Wert gelegt auf gewisse äußere christliche Formen, Gesang, salbungsvolle Predigten und Bibellese, wenn auch ohne richtiges Verständnis; auch suchen sich die Schulen zu empfehlen, indem sie einiges Wissen in den Elementarfächern und einige sogenannte europäische Bildung beibringen und die Sitten der Weißen in Kleidung, Wohnung und selbst Sport nachahmen; und dazu zeigen diese Schüler eine geradezu lächerliche Neigung.

Von Erziehung im eigentlichen Sinne des Wortes ist keine Spur zu finden. Willst Du die Schüler auf ihr Wissen prüfen, das sie in Religion besitzen, so wirst Du finden, daß sie kaum mehr als den Namen ihrer Sekte kennen und daß nur wenige Umstände sind, deren Stifter und deren Unterscheidungsmerkmale anzugeben. Sie haben lesen, schreiben und rechnen gelernt, auch einige Stellen der Heiligen Schrift anführen, die zur Verteidigung der betreffenden Sekte dienen sollen; fragst Du sie aber um die Grundwahrheiten des Glaubens, dann kannst Du was erleben! Du würdest Dich oft kranklachen, wenn die Sache nicht so ernst wäre. Immer und immer wieder stoße ich z. B. auf folgende Antworten: Wer ist Gott? — Jesus. Wer hat die Welt erschaffen? — Jesus. Wer ist der Stammvater des Menschengeschlechtes? — Jesus. Hat Gott einmal angefangen zu sein? — Ja. Wer hat ihn gemacht? — Jesus. Wer ist der Heilige Geist? — Jesus. Und so fort bei allen Fragen um den Namen von etwas Großem auf geistigem Gebiete. Sie hören eben bei den Predigten häufig den Namen Jesus, ohne eigentlich zu wissen, was es mit ihm für eine Bewandnis habe. Kaum einer wird richtig antworten können, wer Jesus Christus sei.

Das hier Gesagte gilt von den Schulen der hiesigen Gegend, und, soweit ich sie durch deren Schüler kennengelernt habe, die von auswärts hiehergekommen sind als Arbeiter. Ich kann und will nicht verallgemeinern und behaupten, es sei überall in Südafrika um den Unterricht der Schwarzen in den Sektenkirchen ohne Ausnahme so schlimm bestellt.

Der Wille des Schwarzen ist nicht weniger durch das Sektenunwesen geschädigt als sein Verstand. Die erwähnte Verwirrung im Geiste bringt naturgemäß eine beklagenswerte Lähmung der Willenskraft mit sich, was bei den Schwarzen um so bedauernswerter ist, weil jene Pest auch noch die geringe Energie und Ausdauer, die sie von Natur aus besitzen, anfriszt und sie

widerstandsunfähig macht gegen den angeborenen Hang zum Laster und die Verführungskünste der modernen Kultur. Ich weiß nicht, ob es trotz oder wegen der Kirchen, die in übermäßiger Menge in den Lokations zu finden sind, der Fall ist, daß gerade an diesen Orten ein Leben herrscht, das auch verständigeren Schwarzen ein unerträgliches Ärgernis erscheint, so daß sie wenigstens ihre Kinder davor bewahren wollen und sie aufs Land schicken, und daß die weißen Aufseher dieser Orte sich nicht mehr anders zu helfen wissen, als bei der Regierung zu beantragen, daß diese Lokations aufgehoben werden sollen, da von dort hauptsächlich das sittliche Verderben über das ganze Land der Schwarzen sich ausbreitet. Unlust und Gleichgültigkeit gegenüber höheren Dingen, Trunksucht, Ungebundenheit im geschlechtlichen Leben, Unzufriedenheit mit der bisherigen Gesellschaftsordnung, in der sich das schwarze Element vom weißen unterdrückt fühlt, Haß gegen alle Nichtschwarzen und der Schrei: „Afrika den Afrikanern! Hinaus mit allen weißen Unterdrückern, die durch ihr Verhalten alle Achtung bei uns eingebüßt haben, weg mit ihren staatlichen, sozialen und kirchlichen Einrichtungen und Missionen!“ — das ist der Gärungs- und Zersetzungsprozeß, der im Lande wühlt, das ist die Folge der Sektiererarbeit.

Die Lokations sind selbst bei den Schwarzen als Brutstätten giftigen Gewürms aller Arten von Lastern berüchtigt. Die Kinder, die an solchen Plätzen aufwachsen, sind wahrhaft zu bedauern, jede Generation bringt Kinder hervor, die noch mehr entnervt sind als die vorhergehenden, nicht bloß am Leibe, sondern auch an der Seele. Im Lande der wilden Schilluk habe ich nicht solches Elend gesehen wie da. Werden junge Leute, die etwa in guten katholischen Instituten erzogen worden sind, aber aus Not gezwungen sich hier aufhalten müssen, weil sie zu Hause nichts mehr zu leben haben und auswärts sich den nötigsten Lebensunter-

halt suchen müssen, in solcher Umgebung nicht verdorben, dann ist es ebenso wunderbar, als wenn einer in einen reißenden Wasserstrudel geraten ist und heil davonkommt.

Einsichtige Schwarze begreifen es wohl, daß ihr gegenwärtiger Zustand ein unheilvoll krankhafter ist, der über kurz oder lang zu zeitlichem und ewigem Ruin führen muß, wenn nicht sogleich energische Abhilfe geschaffen wird.

Nachdem ich Dir so, mein lieber Freund, in kurzen Strichen die Verhältnisse gezeichnet habe, aus denen heraus die Kranken des besagten Spitals kommen, kannst Du Dir einigermaßen eine Vorstellung machen, mit welchen Leuten es ein katholischer Missionär dort zu tun hat und welch große und schwierige Arbeit hier der Mission im allgemeinen und insbesondere der Eingebornenmission gestellt ist. In unserer Präfektur Sydenburg ist für die Schwarzen von seiten der katholischen Mission sozusagen nichts geschehen, konnte wohl auch nichts getan werden, bis vor vier Jahren dieses Gebiet unserer Kongregation von Rom anvertraut worden ist. Da heißt es nun, mit aller Kraft gegen ein Heer von Schädlingen ankämpfen.

Ein amerikanischer schwarzer Minister gestand mir neulich ohne Bedenken zu, daß es so mit der vielgespaltenen Kirche unter den Eingebornen nicht mehr weitergehen könne. Das einzige, meinte er, was nütze und was ihnen wirklich helfen würde, wäre ein allseits imponierender Führer, der mit starker Hand und überlegener Geistesmacht alle an sich zöge und unter Christus einigte. Wer könnte dieser Führer und Erlöser aus dem Knechtschaftsland Ägypten anders sein als die katholische Kirche?

In Witbank und Umgebung wird die Zahl der Eingebornen auf 20.000 geschätzt. Für diese bin ich der einzige katholische Priester, der angestellt ist, unter ihnen bei den oben angedeuteten Schwierigkeiten zu wirken. Das ist wie ein Tropfen Wasser in ein brennendes Haus.

Soll die katholische Mission die Führerrolle übernehmen können, dann wäre es wohl durch

eine Musterschule. Es sollte eine wohlausgebaute Missionsstation errichtet werden mit Schulen, die allen nichtkatholischen Nachbarschulen bei weitem überlegen wären. Unentbehrlich zu dem Zwecke sind eigentliche Missionschwestern und tüchtig ausgebildete und vor allem vom katholischen Geist und Leben durchdrungene und von Seeleneifer befeelte Lehrer und Lehrerinnen einheimischer Rasse. Diese würden durch ihr gutes Beispiel

Minenbesitzer alles im Lande bliebe und nicht nur in die Taschen Weniger flösse, während das Land für diese Wenigen arbeitet und von dem Reichtum der Funde so wenig zu sehen bekommt, daß der Durchschnitt der Bevölkerung eher arm als mittelmäßig wohlhabend zu nennen ist (von den Schwarzen gar nicht zu reden), dann wäre die Sache freilich anders. Woher soll nun die arme Mission Geld hernehmen?



Hochw. P. Karl Fischer, F. S. C., mit drei schwarzen Täuflingen und Erstkommunikanten.

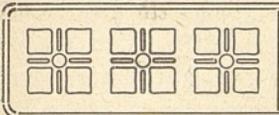
und durch gediegenes Wissen hineinleuchten in die Finsternisse der Umgebung, die katholische Kirche in ihrem wahren Lichte erscheinen lassen gegenüber der Erbärmlichkeit der protestantischen Sekten und so deren Einfluß endgiltig brechen. Die Missionsleitung hätte das schon längst eingesehen. Aber das braucht Geld und in diesem Lande viel Geld. Aber gerade das ist es, was fehlt.

Nun, wirst Du sagen, im reichen Lande der Diamanten-, Gold- und Kohlengruben, respektive -felder, und — kein Geld! Wie reimt sich das zusammen? Ja, wenn das Geld der

Von den Schwarzen? Die haben selbst kaum das zum Leben Nötige. Die Schwarzen graben die Schätze aus dem Boden, ihnen selbst aber werden die letzten Goldkörner und Edelsteine, die noch an ihrem Charakter glänzen, aus der Seele geholt und ihr zeitliches und ewiges Glück verschüttet. Oder von den Weißen des Landes? Die sind gegen die Schwarzen so gesinnt, daß sie, weit entfernt, denselben aufhelfen zu wollen, sie am liebsten ganz zertreten und vernichten möchten. Wer da helfen will und muß, ist die katholische Kirche. Aber — können! An wen soll sich ihr Vertreter, der

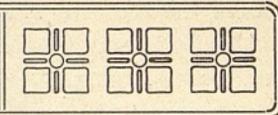
katholische Missionär, um Hilfe wenden? Vielleicht findet sich doch in Europa die eine oder andere goldene oder diamantene Seele, ein barmherziger Bruder oder eine barmherzige Schwester, die Mitleid haben mit den armen, hilflosen Kranken des Eingebornen-Spitals und mit dem kranken schwarzen Volke! So ein

Krankendienst wäre was Großes, ein herrlicher Gottesdienst, ein Erlöserdienst und ein Kirchengdienst, ein Dienst an der Gesundheit eines ganzen Volkes und eine unerschöpfliche Fundgrube von unvergänglichen Reichtümern an himmlischem Gold und Edelgestein, an Verdienst und Belohnung! — Ohne Zweifel!



## Afrikanischer Durst.

Von Ehrw. Br. A. Cagol, F. S. C. (Schluß).



Milch ist eine zwar stets willkommene, aber durchaus nicht immer erhältliche Gabe Gottes und der Kühe. Letztere geben im Sudan durchschnittlich nur zwei bis vier Liter im Tage, so daß manche Schweizer Ziege es bezüglich Milchlieferung erfolgreich aufnehmen kann mit ihnen. Sodann beanspruchen die Kälber, die alle aufgezogen werden, die meiste Milch. Der Weide wegen ist das Vieh häufig so weit von den menschlichen Behausungen entfernt, daß die Milch bei der großen Hitze nicht lieferbar ist. Selbstverständlich halten die Hirten sich schadlos, die nicht erst lange in hölzerne oder eiserne Gefäße, sondern gleich in den eigenen Mund melken.

Außer Milch von Kühen und Ziegen wird auch solche von Eselinnen und Kamelstuten gebraucht. So trinken die nomadisierenden Bisharinischen Kamelmilch und flüssige Butter. Die Zulu genießen die Milch fast nur in saurem Zustande.

Gewisse nilotische Hirtenstämme halten die Kuh so sehr in Ehren, daß alles an und von ihr wertvoll ist. So haben sie den Brauch, Milchgeschirre mit Kuhurin auszuspülen oder die Milch damit zu „verbessern“. Ich mußte das selbst einmal erleben, als ich im Jahre 1910 auf einem Marsche im Lande der Bari zum angesehenen Häuptling Kiriba kam, der sogar als fortgeschritten galt und leidlich arabisch sprach. Ich bat ihn um Milch, die er mir ohne weiteres bringen ließ. Obwohl mir der wider-

liche Gebrauch der erwähnten Milch-„Verbesserung“ von den Schilluk her bekannt war, so ahnte ich bei dieser Gelegenheit nichts Böses; allein, kaum hatte ich die Milch Kiribas verkostet, als mir die Eß- oder Trinklust verging, denn allzu bemerklich machte sich die ekelerregende Beimischung. Allein, was half's? Beschwerde-führung und Zurückweisung hätten den gastlichen Mann verletzt und wäre auf Verständnislosigkeit gestoßen, weshalb ich keinen Versuch machte, altehrwürdige Barisitten abzuschaffen, sondern ich schloß die Augen und „labte“ mich an der Milch, von deren „Genuß“ ich keineswegs erkrankte.

Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Im Südwesten von Madagaskar wohnt ein Hirtenstamm, bei dem das Melken der Kühe wenig im Gebrauch ist, denn die guten Leute ziehen eine Brühe von Fischen der Milch vor.

Die Bewohner der Küstenländer des Indischen Ozeans trinken eine Art „Milch“, die nicht von Kühen oder Ziegen stammt, sondern im Innern der Kokosnüsse enthalten ist und viel Pflanzenfettstoff aufweist.

Ein weit verbreitetes Getränk ist der K a f f e e, der in Afrika selbst, im Süden von Abessinien, seine Heimat hat, von wo aus der Kaffeebaum nach Arabien und andern Ländern verbreitet wurde. Bei der Zubereitung des Kaffees hält sich der arabische Eingeborne nicht an die sächsische „Blümchenregel“: „Vierzehn Bohnen

und fünfzehn Tassen; Zucker an der Schnur!" Bei der Bereitung seines Mokka geht er mit liebevoller Sorgfalt zu Werke. Die ausgelesenen Kaffeebohnen werden von ihm im grünen Zustand aufbewahrt; ein Rosten auf Vorrat wäre ein Verlust an herrlichem Aroma. Will er sich also den Genuß eines Schälchens des schwarzen Getränks gönnen oder liebe Gäste damit bewirten, so röstet er den Bedarf an Bohnen auf der Kohlenglut, bis diese hellbraune Farbe angenommen haben. Dann zerstößt er die duftenden Bohnen in aller Ruhe in einem Mörser, während die Unterhaltung unbeirrt weitergeht und keiner der Anwesenden das geringste Zeichen von Ungeduld gibt, da ja alle wissen, daß gut Ding Weile braucht. Hierauf kocht er das braune Kaffeemehl (ohne „verbessernden“ Zusatz), das er meist gleich mit dem notwendigen Zucker mischt, in einem eigenen, kleinen Kochgeschirr von kegelförmiger Form mit Stielgriff, das nur  $\frac{1}{10}$  bis  $\frac{1}{5}$  Liter Wasser faßt, auf der Kohlenglut. Nachdem die dunkle Brühe, die einen köstlichen Duft verbreitet, langsam aufgewallt ist, wird sie in ein bereit gehaltenes, langhalsiges Tongefäßchen geschüttet, das oben mit Palmfasern verstopft wird. Nach kurzer Pause wird der fertige Trank in die Trinkschälchen geleert, wobei der Palmfaserverschluß als Seiher dient und den Saß zum großen Teile zurückhält. Die Schälchen fassen nur 25 bis 30 Kubikzentimeter der starken Flüssigkeit, die dem Genießenden neues Leben einzugießen scheint. Guter Mokka soll drei Eigenschaften besitzen; er soll sein schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie der Himmel. Erfahrungsgemäß wird der mit Flußwasser hergestellte Kaffee besser als der von hartem Brunnenwasser bereitete. Dem Eingeborenen kommt es nicht in den Sinn, Kaffee mit Milch zu mischen; er trinkt Kaffee für sich, Milch für sich, nicht aber Milchkaffee.

Die Buren in Südafrika trinken große Mengen von „Koffi“, der sich aber nicht durch Güte auszeichnet. Der englische Anteil der hiesigen

Bevölkerung hingegen ist dem Tee ergeben; „a nice cup of tea“ muß man überall und zu jeder Zeit gewärtigen. Die Eingeborenen des nördlichen Sudan genießen auch Pflanzenaufgüsse, so den „Karkadeh“ genannten Tee von Hibiscus sabdariffa.

Die Urwälder Mittelasrikas schwärmen von wilden Bienen, weshalb die Bewohner jener Gegenden Met aus Honig und Wasser bereiten, der aber wegen seines großen Wachsgehaltes recht gut als Brechmittel dienen kann, wie Schreiber dieses gegen seinen Willen erproben konnte. In Abessinien wird ein vergorener Honig getrunken, der wie sehr schwacher Weißwein schmeckt, doch schnell zu Kopfe steigt.

Die Galla haben warmem Rindsblut Geschmack abgewonnen, das sie nebenbei mutig und stark machen soll.

Von fast allen afrikanischen Völkern werden geistige Getränke genossen, die man in drei Gattungen einteilen kann, in Bier-, Wein- und Schnapsartige.

Erstere werden aus Getreidemehl, vorzugsweise aus zerriebener Durra, hergestellt; sie sind nach zwei Tagen trinkfertig und müssen schnell vertilgt werden, sollen sie nicht fauer werden. Letzterer Umstand bereitet den in Frage stehenden durstigen Seelen weiter kein Kopfzerbrechen. Die Neger pflegen zeitweilig große Trinkgelage abzuhalten; ihr Kalender weist gleich nach der Ernte auffällig viele Bierfeiertage auf. Bei solchen Gelegenheiten wird unaufhörlich getanzt, gesungen und Jazzmusik gemacht, oft bis in die späte Nacht hinein, ja bis zum Grauen des folgenden Tages. Manchmal wird ein solches Gelage mehrere Tage, besser Nächte, fortgesetzt, solange es eben etwas zu schlucken gibt. Manche afrikanische Machthaber haben stets Bier vorrätig an ihren Hofhaltungen. Ihr fortschrittlicher Sinn läßt sie aber auch eingeschmuggelte europäische Schnäpse nicht außer acht lassen und darauf ihren Durst einstellen, so daß manche von ihnen eigentlich nie aus dem Dufel herauskommen. Die „Neger-

biere“ sind von kühlend-säuerlichem Geschmack und wirken in größeren Mengen genossen berauschend.

Als eigentliche Weinländer in Afrika kommen Algier und das Kapland in Betracht, wo vorzügliche Traubenweine gekeltert werden, die auch außer Landes geschätzt sind. In beiden Ländern war offenbar französischer Einfluß tätig in dieser Richtung. In Südafrika ist der Weinbau eine Überlieferung eingewanderter

Die Stämme des südöstlichen Teiles des Erdteils laben sich am vergorenen weinartigen Saft der Marulafrucht.

Die Baganda- und Banyoro bereiten einen angenehmen, durststillenden Wein aus Bananen.

Selbstverständlich werden geistige Getränke aus Europa eingeführt, die aber nicht an Eingeborene verkauft werden dürfen. Im Kapland wird neben der Weinbereitung auch Brannt-



Missions-Krankenschwester in der Missionsstation „Maria-Trost“.

französischer Hugenotten, obwohl 1653 der erste Befehlshaber der holländischen Niederlassung an der Tafelbucht, Jan van Riebeeck, den Weinstock vom deutschen Rhein her einführte. Der Wein wird hier meistens aus getrockneten Weinbeeren bereitet und ist süß und wohlfeil.

Palnwein, vom vergorenen Saft der Palmyrapalme bereitet, ist das Getränk der Eingeborenen durch ganz Tropisch-Westafrika.

Die Badjoko im Kongo sind dem Trunk stark ergeben. Sie lieben eine Art Wein aus Zuckerrohr, halten große Festschmelzen, die bis in die späte Nacht dauern und häufig in Rauschereien ausarten.

weinen hergestellt. Merkwürdigerweise wird in mohammedanischen Ländern Schnaps aus Datteln bereitet, der sehr stark ist. Er wird aber wohl nur als Arznei verwendet, denn die Mohammedaner nehmen es im allgemeinen genau mit ihrem religiösen Verbot aller geistigen Getränke.

Hier in Südafrika wird leider des Guten zu viel getan im Trinken, von Weißen und von Schwarzen. Man spricht von der Trunksucht als britischem Nationallaster. Dieser Hang zum „Ellenbogenbiegen“ der Briten löst eine Gegenströmung aus; übereifrige Nüchternheitsfreunde möchten das Kind mit dem Bade ausschütten und das ganze Land „dry“ (trocken)

sehen, das heißt sie streben das gesetzmäßige Verbot aller berauschenden Getränke an, eine Segnung, wie sie die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits besitzen. Einstweilen müssen die Eingeborenen so eine Art Versuchskaninchen abgeben. Natürlich sind verbotene Früchte verlockender und begehrenswerter. So suchen denn die Schwarzen jedes Fufels habhaft zu werden und vertilgen ihn in Hast und Eile, um nicht erwischt zu werden; Kanonenräsche sind die Folge.

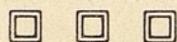
Als ich kürzlich an einem Montagmorgen in die Stadt kam, wurde ich zufällig Zeuge, wie ein schwarzer Arbeiter aus ziemlicher Höhe von einer Leiter stürzte, an sich schon eine Merkwürdigkeit, da diese Leute sonst sehr behende sind, gute Nerven haben und keinen Schwindel kennen. Ich eilte hinzu und trug den schwer Atmenden mit Hilfe seines Arbeitsgenossen in den Schatten einer hohen Hecke. Ich riet, Wasser zu bringen, um damit des Verunglückten Stirn und Schläfen zu waschen. Kaum hatte das unschuldige Raß seine Haut berührt, als der

Todesmatte unwillig aufsprang und taumelnd und torkelnd wieder der Leiter zustrebte. Der Gute hatte eben noch an seinem Sonntagsrausch zu tragen.

Das Rauchen ist nach arabischem Sprachgebrauch eine Art des Trinkens. Geraucht wird in Afrika aus Pfeifen sehr verschiedener Form. Bei den Schilluk ist das Mundstück eine kleine Kürbisschale, das Rohr von Bambus, der Kopf von gebranntem Ton. In der Versammlung geht die Pfeife herum, der einzelne tut nur einige Züge. Bei Mangel an Tabak wird Holzkohle geraucht; das ist auch ein beliebtes Mittel zur Betäubung des Magens zur Zeit der Hungersnot. Die Bari haben zierliche, kupferbeschlagene Pfeifen. Tabak wird überall gebaut in Afrika. Mit Geschenken an Tabak erwirbt man sich überall gute Freunde und Freundinnen. Geraucht wird von allen, groß und klein, männlich und weiblich. Auch Schnupfen und Rauen des Tabaks sind in Übung. Letzteres ist bei den Schilluk eine Leidenschaft der — Bäckische.



## Umschau.



(„Fides“-Korrespondenz.)

**Rom.** Der Heilige Stuhl ernannte den hochwürdigen Herrn P. Buma zum apostolischen Präfekten von Banka und Bilitan in Niederländisch-Indien. Der neue apostolische Präfekt ist erst 35 Jahre alt, einer der jüngsten kirchlichen Missionsoberen. Er zeigte seit seiner Ankunft in Holländisch-Indien (1926) großes Geschick und großen Eifer in der Missionierung der chinesischen Kolonisten in seiner Mission. Sehr zu statten kam ihm dabei seine große Sprachenkenntnis. Außer Holländisch, seiner Muttersprache, spricht er noch Deutsch, Französisch, Englisch, Malajisch und Chinesisch.

Sehr interessant ist der Ursprung der neuen Präfektur. Ein chinesischer Apotheker, Tsen-Dn-Njie, der in Malakka Christ geworden war, ließ

sich 1827 auf der Insel Banka nieder. Ohne jede priesterliche Hilfe organisierte er dort eine blühende Gemeinde eifriger Neuchristen. Als er hörte, daß auf Java ein Bischof sei, bat er ihn sofort um Missionäre. Als aber der erste Missionär, P. Claesens, auf der Insel anlangte, war Tsen-Dn-Njie schon tot und die erste heilige Messe auf Banka war ein Totenamt für den eifrigen apostolischen Chinesen.

— Mehr Katholiken in Peking als in London! Das Erzbistum London zählt 260.000 Katholiken, das Erzbistum San Franzisko (U. S. A.) 295.000 Katholiken. In Peking und Umgebung gibt es 289.000 Katholiken. Die Katholikenzahl Peking's übersteigt also die von London um 29.000.



## Der Geist des Schreckens.

Eine Erzählung aus Mittelkamerun von P. Johannes Emontz, S. C. J.

(Fortsetzung.)



„Es war eine große Freude in mir, mein Rachegefühl wurde gestillt. Aber dann sagte ich mir, daß sicher der Große Geist uns geholfen habe, und mein Haß wurde kleiner. Ich schämte mich, daß ich solch böse Gefühle gehabt hatte, und es fiel mir das Wort ein, das der große Christus beim Sterben gesprochen: Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Ich versuchte auch zu beten, aber das wollte nicht gelingen. Die Lehre ist schwer zu erfüllen, schwerer, als ich gedacht hatte. Aber, Vater, ich werde mich anstrengen, auch mit dem Herzen zu verzeihen.“ P. Wildhof hörte nicht ohne Rührung die Geständnisse seines treuen Burschen, der schon lange ein christliches Leben führte. Jetzt ermahnte er ihn, noch etwas zu ruhen, bis die beiden Begleiter draußen eine Tragbahre fertiggestellt hätten. Kenfui jedoch war so voll Trost und Hoffnung, daß er wieder des Vaters Hand drückte und meinte: „O, es ist gut so. Ich bin zufrieden. Ich habe geholfen, den Stamm zu erretten. Und nun werden auch deine weiteren Pläne gelingen.“ — „Ja, ich hoffe es auch. Aber noch sind wir nicht am Ende der Schwierigkeiten, Kenfui. Es wird wohl noch manch ein Widerstand zu brechen, manch ein Hindernis zu überwinden sein. Der Häuptling. . .“ — „O, ich werde ihn überzeugen“, unterbrach ihn Kenfui. „Wenn der meine Augen sieht! O, ich werde eine gute Rede finden.“ — „Daran zweifle ich nicht. Nun aber wollen wir dich zu meiner Hütte bringen.“ Die beiden Neger hatten eine Bahre zusammengebunden. Vorsichtig wurde der Kranke auf das mit grünem Laub gepolsterte Gestell gelegt und dann ging's auf stillen Wegen zum Gehöft des Missionärs. P. Wildhof stürmte zuerst zu dem Gefangenen. Lanju war fort. Bindabo lag gefesselt am Boden. Schrecklich war er zugerichtet. Die blutenden Augenhöhlen verrieten des zürnenden Lanjus Rache. Ein gräßlicher Anblick. Der Pater konnte nicht umhin, dem Gefangenen die Wunden zu waschen und zu fühlen. „So ist das Heidentum“, seufzte er, indem er die Wunden pflegte, „da gib't kein Verzeihen, keine Barmherzigkeit. Da gilt nur

das Gesetz: Aug' um Aug', Zahn um Zahn.“ Nun er Kenfui auf seinem eigenen Lager gebettet sah, pflegte er auch dessen Wunden und entließ sämtliche Schwarzen in die Hütte des Kochboys, indem er ihnen für den folgenden Tag strenges Stillschweigen über die Ereignisse der Nacht auferlegte. Dann setzte er sich auf seinen Reisesstuhl neben den Kranken und wartete das Ende der Nacht ab. Die Müdigkeit wollte ihn einigemal übermannen, allein seine aufgeregte Seele fand keinen Schlaf. Gegen Morgen schlummerte Kenfui ein und unverzüglich erhob sich der Missionär, um die eben erwachenden Neger in der Nachbarhütte zur Ruhe zu ermahnen.

Die angstvolle Nacht ging zur Keige. Die Neger im Dorfe atmeten auf, als die ersten Strahlen der Sonne den Morgen ankündeten. Die Nacht des Schreckensgeistes war gebannt. Still, ganz heimlich öffnete sich die erste Schiebetür und ein neugieriger Männerkopf lugte verstohlen daraus hervor. Nichts war zu sehen oder zu hören. Wie mochte es im Dorfe aussehen? Die Hütten lagen noch friedlich und ruhig da, als hätten ihre Bewohner nach dem Schrecken der Nacht nun endlich einen erquickenden Schlaf gefunden. Indes, die Angst schien sie noch nicht verlassen zu haben. Vorsichtig und langsam öffnete sich eine Tür nach der andern. Das Geräusch ermunterte die Leute nach und nach, durch eine kleine Öffnung hinauszuschauen und endlich sogar vor die Hütten zu treten. „Hast du die Geister rufe gehört?“ fragte einer. „Die ganze Nacht haben die mich wachgehalten.“ — „In meiner Hütte ist der Geist nicht gewesen.“ — „Bei mir ist auch niemand getötet worden.“ — „Für diesmal haben wir Glück gehabt“ — „Vielleicht sind wir das nächste Mal an der Reihe.“ — „Wen mag er geholt haben? Es sind sicher Leute gestorben. Einmal konnte man ja lautes Schreien hören.“ — „Wir wollen beim Nachbar Sumba drüben mal anfragen. Vielleicht hat der was erfahren.“ Auch Sumba war vom Geist des Schreckens verschont geblieben. Immer mehr Leute sammelten sich zu der Gruppe und immer war es dieselbe

Frage und dieselbe Antwort: Niemandem war ein Leid geschehen. Nur eine alte Hütte war abgebrannt. Der Geist war wohl durchs Dorf gegangen. Aber was hatte ihn bewogen, keinem Schaden zuzufügen? Daß man keine Totenklage gehört? Daß alles so ruhig geblieben war? Gruppenweise durchwanderten sie das ganze Dorf. Überall war die Nacht ruhig ver-

ständig. Sein Zauberwerk ist noch nicht zu Ende." — „Seht, nun macht er ein Zeichen“, sagte ein anderer. „Bestimmt, der Weiße ist ein großer Zauberer. Er hat den Schreckensgeist gebannt.“ — „Er ist mächtiger als Bindabo“, fügte ein dritter hinzu. „Wenn er das Dorf verläßt, wird der Geist wohl wiederkommen.“ P. Wildhof betete ruhig weiter und



Eine wirklich „Alte“ (Zulusfrau).

laufen. Auf dem Häuptlingsgehöft, bei den Bigleuten, keiner hatte etwas erlebt und erlitten. Sollte das mit der Anwesenheit des Weißen zusammenhängen? Das mußte wohl sein. Der Weiße ist zweifelsohne ein großer Zauberer. Der kann alles! O diese Weißen! Der Missionär saß vor seiner Hütte und betete sein Brevier. Er bemerkte die Näherkommenden, tat aber, als sähe er sie nicht, als sei nichts vorgefallen, und betete ruhig weiter. Die Neugierigen blieben in der Nähe stehen und betrachteten den weißen Mann und sein Buch, das er beständig anschaute. „Seht,“ sagte einer, „er hält noch immer sein Zauberbuch in der Hand. Er spricht noch immer mit seinem Buch. Schaut nur, seine Lippen bewegen sich be-

die Leute zogen wieder ab. Bald erzählte man es im ganzen Dorfe, der Weiße habe den Geist beschworen. Man habe ihn beobachtet, wie er mit seinem Zauberbuche sprach und merkwürdige Zeichen machte. Man sprach davon, der Weiße sei gestern Abend und die ganze Nacht mit seinem Buch und dem Donnerrohr durch das Dorf gegangen. Einige behaupteten sogar, das Geräusch seiner beschuhten Füße gehört zu haben. Bei allen stand es felsenfest: der Weiße hat uns beschützt. Die Sonne stieg höher und höher. Nun machte der Häuptling einen Rundgang durch das Dorf und erkundigte sich überall nach etwaigen Geschehnissen der Nacht, aber er erfuhr nichts anderes, als was die Leute schon hundert-

mal ausgesprochen hatten. Keinem ist ein Leid geschehen und das verdanken wir der Anwesenheit des Weißen. Nun berichtete der Häuptling, daß der Weiße ihm und seinen Bigleuten das alles gestern bestimmt vorhergesagt habe. Keiner würde in Tschoba sterben. Da war des Staunens und Wunders kein Ende. Der Häuptling kehrte zufrieden in sein Gehöft zurück und fand dort alle Bigleute und Großen versammelt und in lebhafter Unterhaltung über die Ereignisse der Nacht. Jeder war froh, so gnädig davongekommen zu sein, und staunte noch mehr über die Nachrichten aus dem Dorfe. Der Weiße hatte also wahr gesprochen, niemand war gestorben. Und die Geschenke hatte man ihm nicht vergebens gebracht. Man müsse ihn besuchen und ihn um das Zaubermittel bitten, damit der Geist auch in Zukunft das Dorf verschone. Dem Häuptling würde er es sicher überlassen, denn er sei sein Freund. Während dieser Unterhaltung meldete ein Tschindar einen Boten des Weißen. Majita befahl, ihn einzulassen, und bald betrat der Neger den allseitig von Hütten eingeschlossenen Audienzplatz. Ehrfürchtig, nach Landesitte gebeugt, zweimal in die Hände klatschend und in die hohle Handfläche seinen Gruß sprechend, stand er vor dem Häuptling und sprach: „Großer Häuptling Majita!“ — „Ich höre, du bringst Worte des Weißen.“ — „Ja.“ — „Was hast du zu melden?“ — „Der Weiße wünscht dich zu sprechen.“ — „Soll ich zu ihm gehen oder kommt er zu mir?“ — „Er will selber zu dir kommen.“ — „Wovon wird er sprechen? Was hat er zu sagen?“ — „Ich weiß es nicht. Er wünscht dich und alle Bigleute und alle Tschobamänner öffentlich zu sprechen.“ — „Wird er uns vom Schreckensgeist reden?“ — „Es ist möglich.“ — „Was meint er von der letzten Nacht?“ — „Er hat keine Angst gehabt und lacht über unsere Angst. Er sagt, es gebe keinen Schreckensgeist.“ Häuptling und Bigleute sahen sich kopfschüttelnd an. Dann meinte Majita lächelnd: „Hat er denn nicht die Stimme des Geistes gehört?“ — „Doch, aber er sagt, das sei eine List des Zauberers.“ Bei diesen Worten ging eine Bewegung durch die Versammlung. Alles schaute nach dem Häuptling. Doch dieser gab lächelnd zurück: „Nun, der Weiße mag das glauben und so reden, zumal er ja durch ein Zaubermittel gegen den Geist gefeit zu sein scheint und sogar Macht über ihn hat, wie diese Nacht

es uns beweist. — Sage dem Weißen, daß wir ihm Geschenke zusenden werden zum Dank für den uns verliehenen Schutz.“ — „Ich werde es ihm sagen.“ — „Noch etwas. Will der Weiße auch wieder über den Austausch der Gefangenen sprechen?“ — „Ich glaube wohl, denn es liegt ihm am Herzen.“ — „Wird er noch einmal die Abschaffung der Stammesrache erwähnen? Die Versöhnung zur Sprache bringen?“ — „Das kann ich weder bejahen, noch verneinen. Ich habe nichts davon gehört. Aber ich glaube, daß er es tun wird, denn er arbeitet mit zäher Ausdauer an der Ausführung der Gedanken, die er einmal als gut erkannt hat.“ — „Sage dem Weißen, er möge nicht mehr davon reden. Wir wollen den Geist nicht reizen und nicht neues Unglück heraufbeschwören. Alles will ich ihm gestatten und geben, was er verlangt, nur davon möge er schweigen. Er möge nicht mehr versuchen, uns in Widerspruch mit unseren alten, geheiligten Stammesgesetzen zu bringen.“ — „Ich werde alles dem Weißen berichten, wie du es gesagt hast, großer Häuptling Majita.“ — „Hast du noch etwas zu melden?“ — „Ich sollte dir sagen, der Weiße wünscht die gefangenen Kantschileute zu sehen und mit ihnen zu sprechen.“ — „Ich werde ihm seinen Wunsch erfüllen. Wenn alle Männer des Stammes versammelt sind, werde ich den Weißen rufen lassen.“ Ehrfürchtig, wie er gekommen war, verließ der Bote den Platz. Die Unterhaltung dauerte noch eine Weile, denn der Weiße und der Geist des Schreckens boten Stoff genug dazu. Bald eilten Boten durch den Ort, tuteten auf großen Hörnern und forderten mit lauter Stimme alle Männer zu einer wichtigen Versammlung auf dem Häuptlingsplatze auf: Der Weiße wird sprechen. Niemand darf fehlen!

Von allen Seiten strömten die Tschobamänner zum großen Platz vor dem Gehöfte Majitas. Was mochte los sein? Im Mittelpunkt ihrer Gespräche stand der Weiße, der geheimnisvolle Zauberer. Während der eine des Weißen Verdienste hervorhob, meinte ein anderer, man solle ihn zum Dorf hinausjagen. Zuerst hezte er den Schreckensgeist auf das Dorf und dann behauptete er, daß er das Dorf vor dem Geiste bewahrt habe. So unterhielt man sich auf den Wegen, so plauderte man auf dem Platze, der sich immer mehr mit schwarzen Männern füllte. Auf allen Gesichtern

lag eine große Spannung und aller Augen waren auf den Weißen gerichtet, der neben dem Häuptling saß und sich lebhaft mit ihm unterhielt. Endlich drang ein Ruf nach Ruhe in das laute Gespräch hinein und der Häuptling begann: „Ihr Männer von Tschoba! Der Weiße will zu euch reden. Was er sagen wird, weiß ich nicht. Nur hat er mir gesagt, er würde uns staunenerregende Mitteilungen machen. Eine solche Versammlung hätten wir noch nicht erlebt. So mag er denn reden.“ P. Wildhof erhob sich, ließ seine Blicke über die große Versammlung schweifen und begann: „Ihr Leute von Tschoba! Obgleich ich eure Sprache nur unbeholfen spreche, muß ich heute zu euch reden, denn es handelt sich um die allerwichtigsten Angelegenheiten eures Stammes. Gern möchte ich euren Stammesbruder Kenfui an meiner Stelle reden lassen, der in der letzten Versammlung meine Gedanken so gut wiedergegeben hat, allein in dieser Nacht ist ihm ein großes Unglück zugestoßen, er ist blind geworden. Später werde ich euch davon erzählen. Es fehlt mir daher sein beredter Mund und so muß ich, so schlecht es auch geht, selber zu euch reden. Sagt an, könnt ihr meine Worte verstehen?“ — „Ja, wir verstehen jedes Wort“, rief es aus der Versammlung. Dann fuhr der Vater ermutigt fort: „Bei der letzten Versammlung verlangte Kenfui in meinem Namen den Austausch der Gefangenen, die Aufgabe der Stammesrache, die Versöhnung mit den Kanttschi. Er hat auch meinen Plan von der Ansiedlung in der fruchtbaren Utembaebene auseinandergesetzt. Dieser Plan hat euch gefallen und ihr wäret alle dafür gewesen, wenn nicht Bindabo euch davon abgehalten hätte. Erinnert ihr euch noch dessen, was Kenfui euch gesagt hat?“ — „Wir wissen's noch ganz genau.“ — „Nun dann brauche ich davon nicht mehr zu sprechen.“ — „Nein!“ — „Ich möchte euch nur ins Gedächtnis zurückrufen, wie sehr ihr anfangs für den Plan eingenommen wäret. Aber da kam Bindabo und jagte euch Angst ein. Als seine Reden nichts vermochten, da ließ er seine Zauberkunst spielen und schreiend stobet ihr auseinander und davon.“ — „Es war nicht die Angst vor dem Zauberer“, wagte ein alter Bigmann einzuwenden. — „Ist denn der Schreckensgeist gekommen?“ fragte der Vater. — „Zawohl, wir haben alle seine Stimme gehört“, rief man von mehreren Seiten. — „Ich habe auch die Geisterrufe gehört“, entgegnete der Weiße, „aber es

war nicht die Stimme eines Geistes. Wessen Stimme es war, werde ich euch nachher sagen. Bindabo hat euch also darin belogen. Und dann hat er ein großes Sterben angekündigt für die folgende Nacht. Auch darin hat er euch belogen, denn es ist niemand gestorben. Ich, der Weiße, der kluge Mann, ich behaupte öffentlich: Bindabo ist ein Lügner und Betrüger.“ P. Wildhof schwieg und ließ seine Worte auf die Versammlung wirken. Die Leute stuzten, schauten sich fragend an. Konnten, durften sie eine solche kühne Behauptung stillschweigend hinnehmen? Allerdings, die Nacht war ohne den gewöhnlichen Schrecken verlaufen. Aber wie konnte der Weiße nur solche Anschuldigungen vorbringen? „Ihr schweigt“, fuhr der Missionär nun fort. „Ihr gebet also zu, daß Bindabo ein Betrüger ist. Wenn er es nicht ist, warum tritt er nicht auf, mich zu widerlegen?“ Man schaute sich um, man suchte. Der Zauberer war nicht da. „Bindabo ist nicht hier“, kam es verlegen zurück. „Nun, ich werde euch nachher sagen, warum Bindabo nicht hier ist und wo er weilt. Ihr seht also, daß ich genau unterrichtet bin, und ihr werdet auch einsehen, daß der Zauberer euch alle, den Häuptling, die Bigleute, den ganzen Stamm stets betrogen hat.“ Die Erregung der Menge stieg. Diese ungeheuerlichen Anschuldigungen! Das durste man nicht ruhig hinnehmen. Ernst und würdevoll erhob sich der Häuptling und sprach in ruhigen Worten, aus denen aber die innere Erregung herausklang: „Weißer Mann, wir werden dir nie vergessen, was du für unseren Stamm getan hast. Unseren Dank für die Befreiung Kenfuis haben wir dir öffentlich beim Volksfeste kundgegeben. Wir schenken dir gern unsere Freundschaft, unser Vertrauen. Aber was du heute sagst, gefällt uns nicht. Du sprichst Worte aus, die du nicht beweisen kannst. Du sprichst Anschuldigungen gegen einen Tschobamann aus, die nicht wahr sein können. Du verdächtigst Bindabo, den wir als einen guten und tüchtigen Zauberer verehren. Du sagst, er habe uns belogen. Vielleicht hat er die Worte der Geister nicht gut verstanden. Auch möglich, daß die Geister die Ausföhrung ihrer Drohung verschoben haben. Wissenlich wird er nicht die Unwahrheit gesagt haben. — Du sagst, seine ganze Zauberkunst sei Lug und Betrug. Das ist nicht denkbar. Ich wäre ein schlechter Häuptling, wenn ich für den abwesenden Bindabo, der sich hier nicht rechtfertigen kann, kein Wort einlegte. Wir wollen ihn aber rufen lassen.

Sage uns, Weißer, wo er sich aufhält.“ Der Häuptling redete äußerst bedächtig, aber der Ton und seine Gebärde verrieten seine innere Bewegung. Hätte ein anderer als der Weiße so gesprochen, er hätte des Häuptlings Zorn erfahren. Die Versammlung stimmte beißällig zu: „Nein, Bindabo ist kein Betrüger, der Häuptling hat wahr gesprochen.“ P. Wildhof war nicht minder erregt. Jetzt galt es, stark zu bleiben und den letzten Trumpf auszuspielen. Entweder — oder! Ruhig und mit fester Stimme sprach er deshalb: „Großer Häuptling Majita, deine Worte sind schön und gut. Sie zeugen von deiner Klugheit und deinem Mut. Es ist recht von dir, daß du deinen Stammesbruder verteidigst und ihm dein Vertrauen bewahrst auf eine Anschuldigung hin. Und dennoch kann ich meine Worte nicht zurücknehmen. Glaube mir, daß ich keinen Menschen ohne Grund verdächtige und beschuldige. Das verbietet mir der Große Geist, dem ich diene. Nicht Haß und Verleumdung legen mir die Worte in den Mund, sondern die Liebe zu deinem Volke. Was ich behauptet habe, werde ich sonnenklar beweisen. Damit ihr aber sehet, wie sicher ich meiner Sache bin, so gebe ich euch die Erlaubnis, mir alle meine Kisten mit ihrem Inhalt fortzunehmen und mich mit Schimpf und Schande aus eurem Dorfe zu verjagen, wenn mein Beweis nicht stichhaltig ist. Gelingt aber mein Beweis, dann hoffe ich, daß ihr mir eure Freundschaft bewahrt. Habt ihr gehört und verstanden, was ich gesagt habe.“ — „Ja, wir haben's verstanden“, rief es zurück. — „Seid ihr mit meinem Vorschlage einverstanden?“ — „Wir find's!“ — „Nun denn, Tschobaleute, so höret. Während ihr vor Angst in euren Hütten zittertet in der vergangenen Nacht, da habe ich mich nicht gefürchtet und ich hatte es dem Häuptling gesagt, daß ich mich nicht fürchte, daß ich das Dorf vor dem Schreckensgeiste beschützen, daß keiner sterben würde. Ich habe mein Wort wahr gemacht, denn ich habe den Schreckensgeist gefangen genommen.“ Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlugen die letzten Worte in die Versammlung ein und mit Genugthuung sah der Vater, wie diese Mitteilung auf die Männer wirkte. Staunen, Schrecken lag auf den Gesichtern. Schweigen und Kopfschütteln. „Habe ich recht gehört?“ wagte ein Bigmann zu fragen, „du hast den Geist gefangen?“ — „So ist es, ich habe ihn gefangen, lebend gefangen! Hört, Leute. Ich habe viele Länder der Weißen und viele der

Schwarzen bereist und habe viel gesehen und gelernt. Zudem bin ich der Mann Gottes, der viel mehr weiß als manch andere Menschen. Vielerorts habe ich es gesehen, daß die Zauberer mit List und Betrug die Schwarzen in ihrem Bann halten. Sie kennen manche Naturkräfte, manche Gifte, umgeben sich mit Schlangen und gefährlichen Dingen, üben ihre schwarze Kunst besonders im Dunkel der Nacht aus, damit man ihnen nicht ins Handwerk sehen kann. Ich wußte, daß es mit Bindabo nicht anders war, und vermutete unter seinem Schreckensgeist nur eine ausgeklügelte Betrügerei. Ich hatte Mitleid mit den armen Menschen in Tschoba, die so betrogen und in Schrecken gejagt wurden, und ich faßte den Plan, den Geist zu entlarven. Es ist mir gelungen. Der Schreckensgeist ist Bindabo.“ Ein Schrei des Staunens entrang sich den Lippen der Menge. Mehrere sprangen auf, gestikulierten ungläubig. Aber die Leute blieben sprach- und ratlos. Dann flüsterte der Nachbar dem Nachbar etwas zu. P. Wildhof hatte seinen Trumpf aufgeworfen. Aber ein Partner stand auf. Zornig rief er über den Platz: „Habt ihr gehört, was der Weiße sagt? Er will uns zum Narren halten. Oder er betrügt uns. Sagt ihn aus dem Dorfe; seitdem er hier ist, kommen wir aus der Unruhe nicht heraus.“ Den zornigen Worten folgte ein Beifallsgemurmel. Wie aus Stein gehauen saß der Häuptling da und schaute auf die erregt schwankende Menge. P. Wildhof blieb ruhig und ließ die Leute sich austoben. Er hatte gewußt, daß seine Worte so wirken würden. Aber als er jetzt siegesicher weiterreden wollte, gelang es ihm nicht, sich Gehör zu verschaffen. „Es ist genug!“ rief man ihm entgegen. Andere hielten sich die Ohren zu. Erst ein Blick des Vaters nach dem Häuptling veranlaßte diesen, die Ruhe wieder herzustellen. Mit lauter Stimme rief der Weiße nun: „Mich wollt ihr nicht hören, mir nicht glauben, so höret denn die Zeugen, die für mich reden werden. Es sind Tschobaleute, eure Stammesbrüder. Vanju! Rede du!“ Kenfuis Bruder erhob sich und trat mitten in die Versammlung. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als er ruhig begann: „Männer von Tschoba, Stammesbrüder! Ihr wollt den Worten des Weißen keinen Glauben schenken. Auch ich würde nicht glauben, was er euch gesagt hat, wenn ich nicht selber Zeuge gewesen wäre, wenn ich es mit meinen Augen nicht gesehen hätte. Bindabo ist der Schreckensgeist gewesen, er selbst

in eigener Person. Wie ihr alle, so glaubte auch ich an den Kenata buafu und der bloße Gedanke daran ließ mich erzittern. Die erste Schreckensnacht war für mich ebenso furchtbar wie für euch. Mit noch größerem Bangen dachte ich an die folgende Nacht. Da kam mein Bruder Kenfui zu mir, erzählte mir von der Klugheit des Weißen, der keine Furcht vor dem Geiste habe. Er wollte mich überzeugen, wie der Weiße ihn überzeugt hatte, daß der Schreckensgeist niemand anders sei als Bindabo, daß Bindabo selbst den Schrecken und den Tod unter die Tschobaleute trage. Die Drohung mit dem Kenata buafu sei des Zauberers letzte List, die Dorfbewohner sich gefügig zu halten und sein Ansehen zu bewahren. Ich lachte meinen Bruder aus und wollte nichts davon wissen. Aber er zeigte mir, wie Bindabo selbst den Geisterfunken umhertragen könne, wie die Ruße von ihm und seinen Gefellen zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen ausgestoßen werden könnten. Kurzum, ich entschloß mich, der Klugheit des Weißen vertrauend, an der Ausführung seines Planes mitzuwirken und die Sache aufzuklären. Es galt, den Tod vom Dorfe abzuhalten. Und dann suchten wir uns noch einige Leute zusammen, die schließlich bereit waren, uns zu helfen. Mit dem Weißen haben wir den Plan besprochen und dann verschiedene Posten im Dorf aufgestellt. Und der Erfolg hat uns Recht gegeben. Wir haben Bindabo gefangen und einige seiner Helfer. Ich selbst habe mit diesen meinen Händen ihm die Vermummung abgerissen und ihn entlarvt. Der Weiße hat die ganze Wahrheit gesprochen, doch höret noch die anderen Zeugen.“ Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Worte auf die Menge. Mit gespannter Aufmerksamkeit war sie ihnen gefolgt. Zweifel stiegen auf, Bedenken wurden wach. Also könnte es doch wahr sein! Die übrigen Zeugen traten nun der Reihe nach auf, erzählten von Einzelheiten des Planes und lobten den weißen Mann, dem allein man die Rettung des Stammes zu verdanken habe. Natürlich hob ein jeder mit Stolz seine Anteilnahme hervor und setzte seinen Mut in ein besonderes Licht. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Man las es auf den Gesichtern der Menge, wie mit jedem neuen Zeugen ihre Wut gegen den Zauberer stieg und in zornigen

Worten sich Luft machte. Manche forderten die sofortige Auslieferung des Betrügers. P. Wildhof gab einigen Leuten ein Zeichen, worauf sie sich entfernten. Dann erhob er sich noch einmal, um zum Volke zu sprechen. „Habe ich euch den Beweis gebracht für die Anschuldigung gegen Bindabo?“ — „Der Beweis ist klar! Du hast wahr gesprochen“, schallte es ihm von allen Seiten entgegen. — „Seid ihr jetzt von der Schlechtigkeit Bindabos überzeugt?“ — „Niemand zweifelt daran.“ — „Den wichtigsten und besten Zeugen werdet ihr auch noch vernehmen, Kenfui. Ich habe Leute gesandt, die ihn gleich herführen werden. Er ist die Seele des Werkes gewesen, er hat seine Freunde dafür gewonnen. Und diesen Kenfui“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „hat der Zauberer in seine Gewalt gebracht, ihn in seine Hütte geschleppt, mit Gift seine Augen getötet und ihm noch schrecklichere Qualen angedroht. Euer Bruder, ein Tschobamann, ist von Bindabo geblendet worden, von dem, der in euren Augen als der Hüter der heiligen Stammesgesetze galt. Kenfui ist geblendet worden, weil er euch alle retten wollte, weil er den armen Tschobaleuten die Ansiedlung in der fruchtbaren Ebene angeraten.“ — „Er soll sterben, der Zauberer! Bring ihn her! Das Scheusal!“ Man schrie und tobte durcheinander, griff zu Lanze und Messer und forderte den Tod des Betrügers. Da kamen die Leute mit Kenfui heran, den sie auf einer ausgehobenen Bambusstütze trugen und vor dem Häuptling auf den Boden legten. P. Wildhof hob den Kranken vorsichtig auf und hob ihn auf seinen Reifstuhl. Die Augen hatte der Kranke mit einem weißen Tuche verbunden. An seinen Armen und Beinen waren noch Wunden und Einschnitte sichtbar. Ein Schrei des Entsetzens rang sich bei diesem Anblick aus dem Munde vieler. Jetzt sprach Kenfui. Seine Stimme war nicht laut, aber alles hing an seinen Lippen und lauschte gespannt seinen Worten. Hie und da unterbrach ihn ein Fluch gegen Bindabo. Beifallsrufe bekundeten ihm ihre Anteilnahme. Und als er dann seine Binde von den Augen nahm, stürzte alles zu ihm hin, um in seine leblosen Augen zu schauen. Ein wildes Durcheinander folgte. Nur mit Mühe gelang es dem Häuptling, sich Gehör zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)